

*Predigt über 1.Petrus1,3: „...wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung“  
Universitätskirche Marburg, 16.04.07  
Ulrike Wagner-Rau*

Liebe Gemeinde,

diese Tage sind voller Beziehung auf das Neue, das Anfängliche.

Damit meine ich nicht allein das Beginnen des neuen Semesters, nicht nur den Start in ein Studium oder eine neue Arbeitsstelle, der für manche unter Ihnen mit diesen Tagen verbunden ist. Das alles meine ich *auch*. Denn die Themen dieser Anfänge und Übergänge sind ja hier und heute im Raum gegenwärtig. Sie sitzen in uns und zwischen uns, erfüllen mit Spannung, Freude und Erwartung – auch mit Befürchtungen und Sorgen.

Nicht identisch damit, aber doch in Korrespondenz zu diesen alltäglichen Aufbrüchen steht die Nachricht vom neuen Leben, die von Ostern her ins Heute hinüberreicht. Der Spruch aus dem 1. Petrusbrief, der dieser Woche zugeordnet ist, sagt das so: „Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.“ Etwas steif und formelhaft kommt hier die österliche Verheißung zur Sprache: Dass nicht der Tod, nicht die Schrecken das Leben bestimmen sollen – so unleugbar diese vorhanden sind und bleiben werden -, sondern die Geburt lebendiger Hoffnung in Menschen, die sich geliebt wissen.

*Quasimodogeniti* – wie die neugeborenen Kinder. So wird in den evangelischen Kirchen der gestrige Sonntag benannt, der erste nach Ostern. Der Name verweist auf die Taufe, das Initiationsritual des christlichen Glaubens, mit dem – dem Glauben nach – eine verwandelte Existenz beginnt: Menschen, von Angst, Sünde und Tod bedroht, werden Gottes geliebte Kinder. Die Taufe gibt es seit den Anfängen des Christentums. In den ersten beiden christlichen Jahrhunderten entwickelte sich die Praxis, vor allem Ostern, am Morgen der Auferstehung Jesu Christi, zu taufen. Die Entscheidung zur Taufe, damals von Erwachsenen getroffen, bedeutete viel. Wer diesen Weg ging, trat weitgehend heraus aus seinen bisherigen Lebensweisen und sozialen Bindungen und wurde als Mitglied der christlichen Gemeinde Teil einer neuen, einer Anti-Kultur. Entsprechend der einschneidenden Bedeutung des Schrittes war die Taufe mehr als ein punktuellere Ereignis. Sie war eingebettet in einen umfassenden, mehrjährigen Prozess ritueller, belehrender und prüfender Begleitung. Auch zum Vollzug der Taufe selbst am Ostermorgen gehörte mehr als nur dies, dass die Täuflinge ihren Glauben bekannnten und unter Nennung des Namens Christi oder des dreieinigen Gottes von oben mit Wasser begossen wurden. Zahlreiche weitere, sehr körperliche Vollzüge gehörten zum Ritual. Die Täuflinge

wurden nackt ausgezogen und – nach der Taufe – mit einem neuen, weißen Gewand bekleidet, sie wurden zweimal am ganzen Körper gesalbt und gesegnet, und schließlich empfingen sie bei ihrem ersten Abendmahl nicht nur Brot und Wein. Ebenso wurde ihnen ein Kelch mit Wasser gereicht und ein weiterer, der Milch und Honig enthielt. Alle diese Vollzüge verweisen auf biblische Traditionen und wurden sicherlich in diesem Bedeutungszusammenhang verstanden. Zugleich aber fällt auf, dass man die Neugetauften so behandelte, pflegte und ernährte, wie man es auch heute noch mit Säuglingen tut, die man reinigt und einölt, anzieht und mit süßer Milch versorgt. Der Ritus, der die lange und entsagungsvolle Vorbereitungszeit vollendete, enthält Elemente eines regressiven Versorgungsprogramms. Die neu Getauften waren ja auch wie Neugeborene unter den Kindern Gottes – voller Möglichkeiten, aber auch empfindlich, angewiesen und verletzlich. Sie hatten ihre Geschichte hinter sich gelassen, sich nackt gemacht, um eine neue Zugehörigkeit zu Christus und zur christlichen Gemeinde zu gewinnen.

Die Radikalität dieser Anfangszeit des Christentums liegt uns fern. Die Taufe ist für die meisten Menschen versunken in der Dunkelheit der verlorenen Erinnerungen an die ersten Lebensjahre. Aber sich „wie neugeboren“ zu fühlen, trifft etwas auch im gegenwärtigen Lebensgefühl. Eher vordergründig sagen wir es nach einem besonders erholsamen Schlaf, nach ein paar Tagen Ferien, nicht zuletzt nach einem erquickendem Bad im kalten Wasser: Ich fühle mich wie neugeboren. Und meinen damit: kräftig, belebt, bereit zu neuen Taten.

Auf einer tieferen Ebene verbindet sich die metaphorische Rede von der Neugeburt mit dem Wunsch, neu anfangen zu können. Denn neu geboren werden kann nur, wer vorher gestorben ist, wer aus einer Geschichte ausgestiegen ist, um eine andere zu beginnen. Manchmal möchte man das: Verlassen, was einen bindet. Vergessen, was einen quält. Hinter sich lassen, was schwer ist oder einfach nur zu normal. Aussteigen aus den Zuschreibungen der anderen, die einen viel zu gut und zugleich auch gar nicht kennen. – Aber kann ich mir selbst entkommen? Wir sind ja die, die wir sind, nicht zuletzt durch unsere Geschichte, sind mit uns vertraut in der Kontinuität dessen, was wir getan und unterlassen haben. Wir werden unserer selbst ansichtig in der Verbindung zu denen, die zu uns gehören, und wir verstehen uns selbst so, wie wir es gelernt und uns zueigen gemacht haben.

Ist also der Gedanke, neu geboren zu werden und nicht festgelegt auf das, was wir geworden sind, nur ein frommer – und das heißt hier: unerfüllbarer – Wunsch?

Der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel erzählt eine Kindergeschichte für Erwachsene: „Am Hof (des Königs)“, so heißt es da, „gab es starke Leute und gescheite Leute, der König war ein König, die Frauen waren schön und die Männer mutig, ... – nur Colombin war nichts.“

Wenn jemand sagte: ‚Komm, Colombin, kämpf mit mir‘, sagte Colombin: ‚Ich bin schwächer als du.‘ Wenn jemand sagte: ‚Wieviel gibt zwei mal sieben?‘, sagte Colombin: ‚Ich bin dümmer als du.‘ ...

Und wenn der König fragte: ‚Colombin, was willst du werden?‘, antwortete Colombin: ‚Ich will nichts werden, ich bin schon etwas, ich bin Colombin.‘“ [P. Bichsel: Amerika gibt es nicht, in: Ders.: Kindergeschichten, Frankfurt/M. 1997, 40.]

Colombin geht durch die Welt wie einer, der nichts weiß von dem, was um ihn herum in Geltung steht und worauf es ankommt. Als käme er von einem anderen Stern, so bewegt er sich unter den Menschen, die ihn herausfordern, ihn prüfen und befragen, die sehen wollen, ob er etwas vorweisen kann und etwas will. „Ich will nichts werden, ich bin schon etwas.“ So reden die Narren. So fühlen auch die Kinder, wenn sie sich freundlich angesehen wissen: Sie müssen nichts werden, um geliebt zu sein. Sie sind schon etwas durch ihr bloßes Dasein.

Aber wenn man erwachsen ist und Verantwortung hat? Wenn man etwas wissen und etwas wollen muss, um gehört und anerkannt zu werden? Wenn man zeigen soll, was man kann, und sich fürchten muss, dass Blößen und Lücken sichtbar werden? Man kann vermuten, dass Colombin an der Universität ebenso eigenartig und fremd wäre wie am königlichen Hof.

Aber trotzdem: In seiner Narretei steckt eine Gewissheit, eine Gelassenheit, um die man ihn beneiden kann. Und es ist eine Freiheit an ihm, eine Unabhängigkeit vom Urteil der Leute, die ihn auch zum Forscher machen könnte. (Auch in der Geschichte geht es übrigens schließlich um ein Forschungsprojekt: Weil Colombin behauptet, es gäbe ein Land weit draussen im Meer, macht sich ein bärtiger Seefahrer namens Amerigo auf die Reise – und findet das Land.)

Colombin trägt das Kleid eines neugeborenen Gotteskindes, das Tod und Teufel nicht fürchtet (und schon gar nicht die Menschen), weil es gereinigt und erfrischt, gesalbt und gesegnet durchs Leben geht *vor* allem was es tut und kann. Ich bin schon jemand – angesehen und geliebt, bevor ich etwas werde.

Wer könnte sein wie Colombin? Niemand!

Oder – wir alle?

Martin Luther verstand die Taufe nicht als einen einmaligen Akt, als eine abgeschlossene Verwandlung, sondern als einen Prozess, der andauert, solange wir leben, und der sich erst vollendet, wenn wir sterben. „... einmal angefangen und immer darin gegangen“ [M. Luther, Der große Katechismus, in: BSLK 704, 34-35]: An jedem Tag müsse der alte Mensch mit seiner Bosheit und seinen Ängsten ersäuft werden, und immer neu werden die Kinder Gottes in ein unbelastetes und freies Leben und Lieben hineingeboren.

Die verheißungsvolle Sichtweise des Glaubens sagt: Nein. Wir sind nicht nur durch unsere Geschichte die, die wir sind, nicht nur durch das, was uns gelingt oder misslingt. Wie wir angesehen werden und ob wir Beachtung finden, hängt zuerst und zuletzt nicht an unserem Können und Wissen. Denn wir sind schon jemand, gerufen bei unserem Namen von dem, dessen Name über allen Namen ist.

Kurt Marti sagt:

„ich wurde nicht gefragt  
bei meiner Geburt  
und die mich gebar  
wurde auch nicht gefragt  
bei ihrer geburt  
niemand wurde gefragt  
außer dem Einen

und der sagte

ja“

[in: Verstehen durch Stille. Loccumer Brevier (Neuausgabe), Hannover 2001, 75]

Möge dieses Ja täglich in unserem Herzen geboren werden, immer wieder, inmitten aller notwendigen, schönen und anstrengenden Arbeit. Und möge das Ja vor allem dann in uns aufgehen, wenn unsere Seele angefressen ist von der Angst, nichts oder mindestens nicht genug zu können oder gar zu sein. Wir sind schon jemand vor allem, was wir werden wollen. In dieser lebendigen Hoffnung lasst uns anfangen!

Amen.